

# «Die heiligsten Menschenrechte werden verletzt!»

*Fürsorgliche Zwangsmassnahmen sind schon früh auf Widerspruch gestossen. Doch lange blieb der Protest ohne Wirkung*

URS HAFNER

Der sperrige juristische Terminus «fürsorgliche Zwangsmassnahme» bringt das Paradox zum Ausdruck, das die schweizerische Sozialpolitik von der Mitte des 19. bis zum Ende des 20. Jahrhunderts geprägt hat: Was als Sozialhilfe intendiert oder etikettiert war, wirkte sich oft in Diskriminierung aus. Zehntausende von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen wurden, wie mittlerweile bekannt ist, gegen ihren Willen fremdplatziert und eingesperrt.

Das Wissen um das historische Unrecht ist das eine, wie aber ist es für die Gegenwart verstehbar und vielleicht sogar erfahrbar zu machen? Das Rätische Museum in Chur hat das Kunststück geschafft – mit der einfühlsamen, sich bei den Betroffenen auf keinerlei Weise anbietenden Sonderausstellung «Vom Glück verlassen». Wer die von der Historikerin Tanja Rietmann verantwortete Schau gesehen hat und sich unter «fürsorglichen Zwangsmassnahmen» noch immer nichts vorstellen kann, dem ist nicht zu helfen.

Gebückt betritt der Besucher vier aus Pappe nachgebaute Innenräume, in denen er auf einem Hocker sitzend über Kopfhörer der Geschichte lauscht, die mit der jeweiligen Örtlichkeit verbunden ist.

In der Gefängniszelle hockte der rauflustige Bursche, der nach seiner Rückkehr aus Amerika einen Laib Käse gestohlen, also ein Bagatelldelikt begangen hatte. In der stickigen Küche hielt die Mutter, die ab und an zu tief ins Glas schaute, ihre Kinder fest, als die Vormundschaftsbehörde diese abholte und ins Kinderheim steckte. Im Archivkeller hat die jenische Frau die Akten gelesen, die über sie angelegt wurden, und ist ob der Stigmatisierungen und Verleumdungen zusammengebrochen. Im Stall schuftete, ass und schlief der Verdingbub; gewärmt wurde er von Katzen, das Haus durfte er nicht betreten.

## Einblicke dank Archivquellen

In den vier Innenräumen spielte sich Schreckliches ab, wurde geweint, gefroren, gelitten. Jetzt sind die harten Gehäuse in labile Gebilde verwandelt; man wagt kaum, sich an die Wand zu lehnen, weil sie einstürzen könnte. In den von der Realität abstrahierten Interieurs lauscht der Besucher den virtuellen hörspielartigen Collagen, welche die Sicht der Betroffenen in den Vordergrund



Platzierungen in Dienstplätzen – genauso wie in Pflegefamilien oder Heimen – fanden oft über Kantonsgrenzen hinweg statt. Hier auch über die Landesgrenze: zwei italienische Verding- oder Hirtenknaben im Malojagebiet, 1948. © ANITA NIESZ / FOTOSTIFTUNG SCHWEIZ

stellen. Plötzlich steckt er mitten in den Fallgeschichten. Er vollzieht nach, was mit den Menschen geschehen ist.

Neben den Hockern stehen Kopien von Archivakten bereit, etwa die besorgten, aber auch abwertenden Beschreibungen einer Fürsorgerin auf Inspektionsbesuch oder der Transportbefehl eines Landjägerpostens, mit dem ein Kleinkind von Fahrenden per Eisen-

bahn dritter Klasse in ein Heim eingeliefert wurde. Die Archivquellen ermöglichen dem Besucher, weitere Blicke auf die Geschichten zu werfen. Vor dem Hintergrund der Erfahrungen der Betroffenen erscheinen sie umso bedrohlicher.

Die Sozialwissenschaften teilen die von fürsorglichen Zwangsmassnahmen Betroffenen in diverse Kategorien

ein: Der administrativ versorgte Erwachsene ist zu unterscheiden vom vormundschaftsrechtlich fremdplatzierten Kind, und bei der «Zerschlagung» der jenischen Lebensweise waren eugenische Motive am Werk. Diese Differenzen spielen in der Schau keine Rolle. Sie führt schlicht unterschiedliche, «vom Glück verlassene» und von den Behörden drangsalirierte Fälle zusammen, die geeint sind

durch die ökonomische Armut und die dadurch legitimierte Ausgrenzung. Noch immer wird Armut oft nicht als strukturelles Problem gesehen, sondern als individuelles Versagen.

Initiiert hat die Ausstellung der Kanton Graubünden, der bei der Fremdplatzierung der Fahrenden zusammen mit der Pro Juventute eine führende Rolle spielte. Er hat auch das Lehrmittel zu den fürsorglichen Zwangsmassnahmen in Auftrag gegeben, das parallel zur Ausstellung entstanden ist – das erste seiner Art in der Schweiz. Wenn die Lehrperson sich entsprechend vorbereitet, sind mit der Broschüre Unterrichtseinheiten zu gestalten, deren Wert aus staatsbürgerlicher Warte nicht hoch genug einzuschätzen ist. Denn hier erhält die Rede von der Alternativlosigkeit der liberalen Demokratie Tiefenschärfe.

## Zehn Jahre ohne Begründung

Nur: Der Minderheitenschutz gehört nicht genuin zur Demokratie. Diese zeichnet höchstens aus, dass sie die Möglichkeiten bietet, einen solchen Schutz zu installieren und die Situation von Minderheiten derart zu verbessern, dass sie keine mehr sind. 1930 schrieb der Bündner Anwalt Gaudenz Canova, der vor Gericht wiederholt die Interessen behördlich aufgelöster Familien verttrat: «Wir haben im Kanton eine Reihe von Männern, die zehn und mehr Jahre bevormundet sind, ohne dass die Behörde für die Bevormundung jeweils hätte einen Grund angeben können. Es werden die heiligsten Menschenrechte in bedenklicher Weise verletzt!»

Voten gegen fürsorgliche Zwangsmassnahmen wurde also artikuliert, aber nicht wirksam, weil die Gegnerschaft zu mächtig war. Die Schweiz hat die Europäische Menschenrechtskonvention erst 1974 ratifiziert. Verletzt wurden die Menschenrechte durch administrative Versorgung auch nachher, und die «fürsorgliche Unterbringung» umfasst nach wie vor den Freiheitsentzug, den im Übrigen ein neues Gesetz auch für potenzielle Terroristen vorsieht. Das alles ist bester Schulstoff für potenziell mündige Staatsbürger.

Rätisches Museum, Chur: Vom Glück vergessen. Fürsorgliche Zwangsmassnahmen in Graubünden. Bis 28. Februar 2021. Die fundierte Begleitpublikation ist gratis erhältlich. Das Lehrmittel: Tanja Rietmann, Hans Utz: Sorge oder Zwang? Fürsorgliche Zwangsmassnahmen im Kanton Graubünden.

# Er sass als Künstler immer wieder zwischen allen Stühlen

*Zu Lebzeiten gehörte Armin Schibler zu den meistgespielten Schweizer Komponisten. Im Jahr seines hundertsten Geburtstages ist er neu zu entdecken*

THOMAS SCHACHER

Es sei «ein unmöglicher Text» gewesen, namentlich «für ein Premierenpublikum mit all dem Glamour und den Pelzen», erzählt Tatjana Schibler-Berger in einem Dokumentarfilm. Die Witwe des Komponisten Armin Schibler meint die Uraufführung von dessen Hörwerk «Es ist später, als du denkst», die 1974 an den Internationalen Musikfestwochen Luzern für Aufregung sorgte.

«Wir waren dort furchtbar ausgestossen», erinnert sich Schibler-Berger. Begleitet wird diese Aussage von einer Filmsequenz, in der wohlbetuchte Gäste direkt vor dem Luzerner Kunsthaus aus ihren Autos steigen und den Eingängen zustreben. Dass Schiblers Komposition mit ihren gesellschaftskritischen Texten in diesem Rahmen auf wenig Gegenliebe stiess, erscheint kaum verwunderlich. Freilich begleiteten Missverständnisse Schiblers künstlerisches Leben wie ein Leitmotiv.

## «Die Belange des Ohrs»

Die Texte, die sich der Komponist für seine Werke in der Regel selber schrieb, atmen unverkennbar den zeitkritischen Geist der Jahre nach 1968. Das Hörwerk

«Epitaph auf einen Mächtigen» beispielsweise ist vom Tod Chruschtschows inspiriert und prangert Machtmissbrauch an. «The Point of Return» dagegen behandelt das Thema der Umweltzerstörung – in einer aus heutiger Sicht geradezu visionären Weise.

Für seine hochpolitische Kunst schuf sich Schibler in den 1970er Jahren die Form des Hörwerks. Darunter verstand er eine musikdramatische Gattung, die Musik und Sprache in einer spezifischen Art miteinander verbindet, dabei aber auf eine Szenerie im herkömmlichen Sinn verzichtet. Dadurch eigneten sich diese Werke nicht zuletzt für das Radio, die Schallplatte oder für pädagogische Zwecke.

«Mein Schaffen», schreibt Schibler in seinem Werkkatalog, «repräsentiert von Anfang an eine Gegenposition zur Fortschrittsideologie: Allen neuen Strömungen sich offenhaltend, assimiliert es von der Reihentechnik bis zum Jazz die wichtigen Stilerfahrungen, ohne jedoch die Belange des Ohrs und des Hörvermögens ausser acht zu lassen.»

Als Komponist hatte Schibler durchaus im Geiste der Tradition begonnen. 1920 in Kreuzlingen geboren, studierte er nach dem Besuch des Gymnasiums in Aarau am Konservatorium Zürich Kla-

vier bei Walter Frey und Komposition bei Paul Müller und Willy Burkhard. Schiblers Frühwerke, etwa die Oper «Der spanische Rosenstock» oder die «Passacaglia» für Orchester, lassen den Einfluss dieser Lehrer deutlich erkennen.

Eine erste entscheidende Wende nahm seine kompositorische Entwicklung um 1950, als er sich, geprägt durch die Erfahrungen der Darmstädter Ferienkurse für neue Musik, des damaligen Mekkas der Fortschrittlichen, der Zwölftontechnik Arnold Schönbergs zuwandte. In ihrem Geist entstanden Werke wie das 2. Streichquartett oder die Kammeroper «Die späte Sühne». Eine Befreiung von dieser rationalen Haltung brachte dann wiederum die Hinwendung zu Tanz, Rhythmus und Jazz ab Mitte der 1950er Jahre.

Eine zentrale Rolle spielte dabei die Auseinandersetzung mit Igor Strawinskys «Sacre du Printemps». In seiner späteren Entwicklung suchte Schibler immer wieder nach einer Synthese der verschiedenen Stile, wobei er auch vor dem Populären und Trivialen nicht zurückschreckte. In seinem «Concerto» von 1977 etwa kombinierte er Sinfonieorchester, Big Band, Jazzrock-Gruppe, Stimme und Tonband miteinander, als ob dies die selbstverständlichste Sache der Welt wäre.

Im bürgerlichen Leben übte Schibler den Beruf des Schulmusikers aus. Von 1944 bis zu seiner Pensionierung 1986 war er Musiklehrer an einer Kantonschule in Zürich. Er entwickelte dabei Methoden, um die jungen Menschen zu eigenen Spielerlebnissen zu führen und so ihre Kreativität zu fördern. Folgerichtig schuf Schibler auch etliche Kompositionen zu pädagogischen Zwecken, etwa die «Messe für die gegenwärtige Zeit».

## Des Komponisten Hoffnung

Künstlerische Erfolge und Misserfolge hielten sich die Waage. Einerseits war Schibler zu Lebzeiten einer der meistaufgeführten Schweizer Komponisten, auch im Ausland; andererseits stiessen etliche seiner Werke auf Unverständnis, und als Schulmusiker wurde er von manchen Komponistenkollegen nicht ernst genommen. Die Progressiven rümpften die Nase über seinen Stilpluralismus. Und ein Teil des Publikums lehnte den mitunter missionarischen Gestus seiner Werke ab.

Schiblers aufrichtige Hoffnung, dass seine Musik dem Publikum so lebensnotwendig erscheinen müsse wie das tägliche Brot, erfüllte sich nicht. Ein halbes Jahr nach seiner Pensionierung ver-

starb Armin Schibler 1986 an den Folgen einer Krebserkrankung. Der Nachlass des Komponisten befindet sich heute in der Paul-Sacher-Stiftung in Basel. An den Aufführungszahlen gemessen, gehört Schibler inzwischen zu den weitgehend vergessenen Komponisten. Damit teilt er das Schicksal der meisten Altersgenossen aus den 1920er Jahren. Wer führt heute noch Werke von Franz Furrer-Münch, Werner Kaegi, Norbert Moret oder Franz Tischhauser auf?

Im Jahr 2019 ist deshalb in Zürich der «Freundeskreis Armin Schibler» gegründet worden. Der Verein, der unter dem Präsidium der Tochter Gina Schibler steht, setzt sich für die Pflege und Neubewertung von Schiblers Vermächtnis ein. Zu diesem Zweck wurde bereits eine Website mit einer Fülle von Dokumentationen eingerichtet.

Ausserdem hätte mit zahlreichen Veranstaltungen an Schiblers hundertsten Geburtstag in diesem Jahr (am 20. November) erinnert werden sollen. Wegen der Corona-Pandemie mussten die meisten von ihnen verschoben oder abgesagt werden. Die Herausforderung, diesen sperrigen Schweizer Künstler neu zu entdecken, bleibt gleichwohl unverändert bestehen.